

## Werk

**Titel:** Bericht Dr. Paul Güssfeldt's über seine Reise an den Nhanga

**Autor:** Güssfeldt, Paul

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1875

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657\\_1875\\_0010|LOG\\_0036](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1875_0010|LOG_0036)

## Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## VIII.

### Bericht Dr. Paul Güssfeldt's über seine Reise an den Nhanga.

(Hierzu eine Karte Taf. IV.)  
(Schluss.)

Die Balumba und Bajakadörfer bestehen ausnahmslos aus einer einzigen, gradlinigen Strasse, was einen äusserst eigenthümlichen aber durchaus nicht unangenehmen Eindruck macht. Denn das Gesetzmässige, wenn es da zum Ausdruck kommt, wo man es am Wenigsten erwartet, wirkt immer wohlthuend. — In grösseren Dörfern pflegt die Strasse an beiden Seiten durch je eine Sombra abgeschlossen zu sein, von denen die eine für durchreisende Neger, die andere für Palaver bestimmt ist. In der Mitte der Strasse erheben sich symmetrisch an zwei von einander getrennten Stellen zwei Fetische, die in den verschiedenen Dörfern verschieden sind. In den beiden von Mongo Nhanga aus besuchten Dörfern sah ich zum ersten Male eine Art Fetisch, Namens „Buinsch“ oder „Buinsi“, den ich später nie angetroffen und dessen Bedeutung mir unbekannt geblieben; der Fetisch besteht aus einer Anzahl eiserner, 1' langer Spitzen, die oben eine herz- oder kreisförmige Scheibe tragen. — Ein in allen Hütten — ganz abweichend vom Süden — anzutreffendes Möbel ist das erhöhte Lager; es besteht aus einer leiterförmigen Unterlage, auf welche eine Matte von Banzastreifen (von der Bordão-Palme) gelegt ist. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung fand ich — wenigstens in Pambamba, dem ersten der besuchten Dörfer — über den meisten Lagern eine Mosquitaire von Strohzeug, und gerade so aufgehängt und angeordnet, wie meine Reisemosquitaire. Ich kaufte eine ganz neue dieser Mosquitairen, um sie mit anderen gesammelten ethnographischen Gegenständen nach Europa zu senden. — Das Stuhlkopfkissen (aus einem Ast und Nebenästen bestehend), dessen ich früher von Majombe

erwähnte und das wahrscheinlich durch ganz Afrika hindurch geht, fand ich auch hier, auch den Blasebalg, der einen ebenso generellen Charakter zu haben scheint.

Der Wald, in dem diese Balumbo-Dörfer eingebettet liegen, ist grossartig und üppig; nicht so durchsichtig und majestatisch wie der Wald von Majombe, im Allgemeinen sogar undurchdringlich, aber doch auch in einzelnen Theilen mit lichtem Unterholz besetzt. Die Wege sind äusserst wurzelreich und unterscheiden sich hierin nicht von denen der Quillu-Gegenden. Die Nähe eines jeden Dorfes wird überall durch Bananenbestände angezeigt, durch welche sich alle bewohnten Stätten dieser Gegenden charakterisiren.

Wir hatten fast täglich heftigen Regen, ohne dass der Himmel sich in der regenfreien Zeit aufgeklärt hätte; meine Instrumente mussten unbenutzt im Kasten liegen, — ich hätte sie ebensogut zu Haus lassen können. — Nicht ohne Besorgniß blickte ich auf die Ausführbarkeit des grossen Marsches, den ich zu unternehmen vorhatte und den ich in der That am 22. September antrat. — Ich musste in der bescheidensten Weise reisen, denn meine ganze Begleitung bestand nur aus vier Schwarzen, nämlich drei Krumano's von Vicente, die als Träger dienten und meinem jungen Diener Congo, der den Koch, Wäscher, Dolmetscher und Kammerdiener machte. Ich musste eine umsichtige Auswahl der mitzunehmenden Gegenstände treffen und ordnete die drei Lasten so an, dass das Bett die eine, ein Blechkasten mit Wäsche, Kleidungsstücken, Sextanten, Horizont die andere, und eine Muteta mit Provisionen und Kochgeräthschaften die dritte ausmachte. — Eine Büchsflinte war meine einzige Waffe. — Mein Ziel war das eigentliche Bajakaland, und um dorthin zu gelangen, hatte ich den Nhanga-Fluss zu verlassen, um denselben nach Ueberschreitung zweier hoher Ketten wieder zu erreichen.

Die Karte wird den sichersten Aufschluss über die Natur und Richtung meines Weges geben. Ich bemerke über den Werth und Unwerth derselben Folgendes: Da während der ganzen Reisezeit astronomische Bestimmungen durch die stete Bewölkung des Himmels — wenigstens bei Nacht — unmöglich waren, so fehlt auch dieser die Controlle der Richtigkeit und namentlich der absolute Maasstab. Die Sache wird noch bedenklicher dadurch, dass der Weg zum grossen Theil durch Wald führte, und dass es tagelang unmöglich war, auch nur auf die geringste Distanz zu visiren. Deshalb würde ich nie daran gedacht haben, diese Karte zu veröffentlichen, wenn sich nicht noch eine andere Controlle dargeboten hätte, die mich dazu berechtigt. Die Controlle besteht darin, dass ich den langen Weg von Mongo Nhanga nach Cassoche und den Weg von Lubanhe nach Intinde zweimal gemacht, zweimal aufgenommen und zwei-

mal der Aufnahme entsprechend gezeichnet habe und ferner darin, dass ich die geschlossene Curve Cassoche, Rahnde, Lubanhe, Cassoche habe durchlaufen müssen. Fiel also der Anfangspunkt Cassoche mit dem durch die Zeichnung erhaltenen Endpunkt Cassoche zusammen und zeigten die oben angegebenen zweimal zurückgelegten Wege in ihrer doppelten bildlichen Darstellung nahe zu Parallelismus bei gleicher Erstreckung, so ist damit die Wahrscheinlichkeit sehr nahe gerückt, dass die Karte der Wahrheit nahe ist. — Das Angegebene ist nun aber wirklich der Fall, wie ich aus meinen auf der Reise genommenen Originalnotizen und den in Chinchoxo entworfenen und aufbewahrten Originalzeichnungen beweisen kann. Was den Massstab betrifft, so habe ich denselben so abgeleitet: Nach Experimenten, die ich wiederholt mit mir angestellt habe, mache ich im Durchschnitt auf dem Marsche 100 Schritte = 75 Meter = 75000 Millimeter in der Minute. — Auf der Karte hat die in 1 Minute zurückgelegte Strecke 1 mm Länge; der Massstab is also 1 : 75000.

Mein erster Marsch war insofern vom Glück begünstigt, als gar kein Regen fiel, während es am Tage zuvor und am folgenden Tage in Strömen regnete. — Mein Reiseziel war ein Punkt, Licungu genannt, wo ein Mulatte Namens Feio für Vicente Handel treibt. — Ueber die Entfernung hatte man mich falsch unterrichtet, wie dies in der Regel der Fall war, da die Begriffe von Raum und Zeit in Afrika oft wunderbare Modifikationen erleiden. Ich hatte auf 7 Stunden Marsch gerechnet, es waren aber  $9\frac{1}{2}$  Stunde, in denen ich unausgesetzt ein und denselben Schritt beibehielt. Der ganze Weg führt durch waldiges Gebiet, und berührt nur die drei nahe auf einander folgenden Dörfer Mukungu, Mulando, Mojabi. Dicht vor dem Handelschimbek Licungu, also bereits am Ziel, passirt man die Dörfer Impile und Punga. Der Wald ist nicht immer von derselben Beschaffenheit. Wenn auch zum grössten Theil Hochwald mit mehr oder weniger dichtem Unterholz und kleineren Blattgewächsen, so giebt es doch Stellen, namentlich in den feuchten Thalsohlen, wo eine üppige phantastische Vegetation die Scenerie vollständig ändert; oft auch mögen diese Stellen einst ausgerodeten und cultivirten Waldstellen entsprechen. Neben Palmen, Bananen, Lianen fiel mir namentlich ein enormes Blattgewächs mit knotenlosem, kreisrundem Schaft und cannaartigen Blättern auf (eine Scitaminee), das den Boden auf weite Strecken hin ausschliesslich bedeckt, und wegen der baumartigen Höhe, die es erreicht, geradezu Wälder bildet. Wenn der ernste, schöne Hochwald etwas unendlich Imponirendes und Grossartiges hat, so äussert sich andererseits in diesen, in ihn eingesprengten Vegetations-Inseln, eine solche ungebändigte Fülle tropischer Lebenskraft, eine solche Begierde zur Existenz, dass die Sinne sich verwirrt abwenden, weil

sie den Faden der Gesetzmässigkeit in dem Labyrinth verlieren. — Bananenbestände traf ich oft, nicht nur an Stellen, wo Dörfer stehen, sondern auf denen solche gestanden haben mögen. \*)

Wiederum von ganz anderem Vegetations-Charakter zeigte sich ein schmalgeschnittenes, langgestrecktes Thal, das Thal des Licungu-Baches, das ich in seiner Sohle zu durchschreiten hatte. Hier überraschten mich vor Allem — weil ich diesen Anblick nie zuvor in Afrika gehabt — die zahlreich auftretenden, aber zwischen engen Grenzen scharf eingeschlossenen Baumfarn, deren Stämme eine Höhe bis zu 16' erreichten. — Der Weg war ziemlich beschwerlich, und es ist mir noch immer unerklärlich, wie ich ihn nach all' den schweren, unmittelbar zuvor ausgestandenen Leiden, in dieser Weise zurücklegen konnte, ja wie sich durch denselben meine Gesundheit sogar entschieden kräftigte. — Die Schwierigkeiten sind die oft erwähnten: viele Wurzeln, umgebrochene Stämme, ein ewiges steiles Bergauf und Bergab, — und werden doppelt empfunden, wenn man hinken muss, und nur einen Fuss ungenirt gebrauchen kann. — Die Hauptkette, die ich zu übersteigen hatte, ergab eine Aneroid-Angabe von 737<sup>mm</sup>, also ungefähr 260 Meter Höhe.

Wären die Angaben, die man mir über die Entfernung Licungu's gemacht, richtig gewesen, so hätte ich um 4 Uhr im Quartier sein müssen. Statt dessen befand ich mich um diese Zeit noch im tiefsten Walde und erst um 5 Uhr begann die Passage des Baumfarnthales. Die Sohle des schmalen Thales, längs deren der Weg führte, war vielfach ganz mit Wasser ausgefüllt, der Boden meist tiefer Lehm, selten kiesig. Nachdem ich mich anfänglich mit vielem Aufwand von Kraft um die Wasserlachen herumgewunden hatte, musste ich mich endlich doch entschliessen, mitten durch's Wasser zu gehen, und dann mit vollgesogenen Schuhen weiter zu wandern. Ich gab es fast auf, noch Licungu zu erreichen, und die Nacht war bereits hereingebrochen, als ich das Dorf Punga passirte, wo indessen mein Erscheinen trotz der Dunkelheit grosse Sensation erregte. Als ich die letzten 7 Minuten Weges zurücklegte, sah ich, dass mir Fackeln entgegengebracht wurden, und plötzlich hörte ich mich mit „Excellenz“ angeredet. Die hochachtungsvollen Ausrufe rührten von 2 Mulatten her, dem bereits erwähnten Feio und seinem Bruder Francisco; sie überschlugen sich vor Höflichkeit

---

\*) Die Banane als Nahrungsmittel wird von den Eingeborenen weit mehr geschätzt, als der Maniok, den man hier gar nicht recht zuzubereiten versteht; gewöhnlich wird letzterer halbroh verspeist. In Majombe und Jangela zieht man den Maniok den Bananen bei Weitem vor, und ich selbst halte nach den umfangreichen Vergleichen, die ich habe anstellen müssen, den gut bereiteten, gehörig gebleichten Maniok für das vorzüglichere und schmackhaftere Nahrungsmittel.

und Dienstfertigkeit und geleiteten mich in ihre Hütte; es war 6 Uhr 5 Minuten, als ich dieselbe betrat. Ich war, eine  $1\frac{1}{2}$  stündige Pause abgerechnet, fast 11 Stunden auf den Beinen gewesen. — Damit war aber die Tagesarbeit noch nicht beendet, denn kaum hatte ich das Schuhwerk gewechselt und einige Becher Thee zu mir genommen, so schleppten mich meine neuen Freunde in's Dorf Punga, vielleicht weniger, um mir dasselbe zu zeigen, als um mich (den sie als einen grossen Cavalheiro aus dem Puto [Europa] annonciert hatten) den Bewohnern zu präsentieren. — Punga ist das schönste und stattlichste Dorf, das ich auf der ganzen Reise gesehen; seine 50 Chimbeks sind genau alignirt, und es macht einen wohlthuenden Eindruck, auf der breiten, tennenartig ausgeschlagenen, sauber gefegten Dorfstrasse zwischen den Chimbeks hinzugehen und die an den Feuern sitzenden Negergruppen zu beobachten.

Es scheint, dass man es hier bereits mit einer reinen Bajaka-Bevölkerung zu thun hat, und dass, wenn die Bewohner sich selbst als eine Mischbevölkerung ausgeben, sie einer allgemein verbreiteten Eitelkeit folgen. Jeder Neger-Stamm möchte um einen Grad der Küste näher betrachtet werden, als er es wirklich ist, und wenn man in der Anrede das umgekehrte Verhältniss eintreten lässt, d. h. sie um einen Grad zurücksetzt, so beleidigt man sie. Man beschimpft den Bavili, den man Bajombe, den Bajombe, den Bakunja, den Balumbo, den man Bajaka nennt. — Alle Sitten und Gebräuche, die ich hier gefunden, liessen sich auch bei den eigentlichen Bajaka's constatiren. Dialektische Verschiedenheiten bestehen, aber diese finden sich unter denjenigen Bajaka's selbst, die keine Beziehungen mehr zu den Balumbo's beanspruchen. Es scheint mir deshalb hier schon am Orte zu sein, die einzelnen Beobachtungen, die ich während der Reise über Sitten und Lebensweise der Bajaka's gemacht, zusammenzustellen.

Erwähnt ist bereits, dass alle Dörfer in Form einer einzigen geradlinigen Strasse gebaut sind, auf deren Mittellinie zwei, bestimmten Fetischen reservirte Plätze liegen und an deren Enden sich eine Palawer-Sombra erhebt. Die Dörfer sind klein und haben durchschnittlich nicht mehr als 15 Chimbeks. Die Chimbeks bestehen aus einer nach der Strasse offenen Sombra, durch welche man in den vierseitig geschlossenen Raum von quadratischem oder rechteckigem Querschnitt eintritt. Als Baumaterial kommt hier in noch höherem Maasse als im Süden die Bambus oder Bordão-Palme zur Verwendung, von deren glattem Wedelstiel man lange elastische Stäbe (der Querschnitt bildet ein Kreissegment) abspaltet, und die das mit Palmzweigen ausgefüllte Gitterwerk für Wände und Dach liefert. Das allgemein übliche Baumaterial der Loangoküste, das sogenannte

Loango (eine Cyperacee), ist hier unbekannt. — Die im Dach angebrachte Feuerklappe, welche die Bajombe's und Bakunja's noch kennen, habe ich hier vergeblich gesucht. Als ein nicht geringer Schritt zur Civilisation erschien mir, dass sich in vielen Bajaka-hütten ein erhöhtes Lager befindet. Man vereinigt 2 starke Bordão-Rippen mittelst kleinerer Querstäbe zu einer leiterförmigen Unterlage, auf welche ein Steira von Banza ausgebreitet wird und setzt das Ganze horizontal auf kleine Pfähle auf, oder legt es auch ohne weiteres auf die Erde. Kopfkissen resp. Sitze aus Holz sah ich in 3 verschiedenen Formen, in der sehr bekannten, aus Ast und Nebenästen gebildeten, als runde auf 4 kleinen Klötzen ruhende Scheibe und als hölzernen Sattel; von den beiden letzten Formen wird je ein Exemplar nach Europa gehen. Feuerwaffen sind den Bajaka's durch den Handel bekannt, doch bedienen sie sich ihrer sehr wenig; unzertrennlich aber von jedem Bajaka ist die Machetta, ein grosses Messer, das zur Arbeit in Feld und Wald, sowie zur Vertheidigung dient. Der Gebrauch des Bogens existirt noch, ebenso der der Lanze, und ich bin im Stande, von beiden Waffen Proben zu liefern. Die Kleinheit des Bogens wird Enttäuschung erregen, ebenso die Pfeile, die aus Banza geschnitten und dann mit einem Pflanzengift „Muani“ bestrichen werden. Der Köcher ist aus einem Stückchen Bananenrohr gebildet. Ich erfuhr, dass der Bogen zur Jagd auf Vögel und kleine Thiere verwandt wird und habe mich, indem ich die Ein geborenen in 20—30 Schritt Entfernung auf einen dünnen Baumstamm schiessen liess, überzeugt, dass derselbe seinem Zweck völlig entspricht, vorausgesetzt, dass das Pfeilgift seine Wirkung nicht versagt. — Die Lanzen haben verschiedene Gestalt; es giebt Lanzen mit einem breiten Blatt ohne Widerhaken, andere zierlichere mit Widerhaken und endlich zugespitzte Schafte, denen man nur ein Eisenblech umgelegt hat.

Musikalische Instrumente sind selten; ich sah, obwohl ich danach suchte, nur eine einzige Saitenmarimba und konnte selbst den N'Dungo, die bei Dansamentos übliche Trommel nur ein oder zweimal entdecken.

Das Hauptnahrungsmittel der Bajaka's ist die Banane, während der Maniok sehr zurücktritt. Die richtige Bereitung desselben ist zudem bei ihnen nicht üblich und der von mir gekostete Maniok hatte meist noch eine gelbliche Farbe und war halbrot. In den weiter im Innern gelegenen Bajaka-Territorien wird viel Erdnuss cultivirt; bekannt ist den Bajaka's ferner Mais, Baumwolle, Zuckerrohr, Colanuss und Tabak, und von Getränken Palmwein und der Branntwein des Handels. — Bei der augenblicklich herrschenden Hungersnoth dienten auch der Kern der aufgeschlagenen Oel-Palmnuss und das Mark (nicht etwa nur der Kohl) der Palme als Nah-

rungsmittel. Der Tabak wird hier nicht aus den kurzen Pfeifen mit gebrannten Thonköpfen geraucht, sondern aus einem ganz kleinen Kopf, an den eine lange, ausgehöhlte Rippe des Bananenblattes angesetzt wird. — Man sieht fast nie einen Neger allein behaglich vor sich hinrauchen, sondern in der Regel sind 3, 4 selbst 5 Schwarze damit beschäftigt, der Pfeife das eben angezündete Lebenslicht auszublasen. Der einzelne Raucher pflegt erst in das Rohr hineinzu blasen, saugt alsdann so viel Rauch ein, als sein Athmungsvermögen gestattet, stösst dann den aufgespeicherten Rauch auf einmal aus und übergiebt dann die Pfeife seinem Nebenmann. Es ist mir wiederholt versichert worden, dass der Tabak betäubende Wirkung besitze, und dass allein am Feuer sitzende Raucher vorn übergefallen und verbrannt seien. Ich lasse es dahin gestellt sein, ob diese Wirkung direkt den narkotischen Eigenschaften des Tabaks zuzuschreiben ist oder nicht vielmehr der Art und Weise des Rauchens.

Die einzigen Haustiere, die die Bajaka's kennen, sind Hühner und Ziegen. Schafe sind ihnen ganz unbekannt (Rindvieh selbstverständlich), aber Schweine sollen sich in dem weiter einwärts gelegenen Chijaka finden.

Die Kleidung wird aus Pflanzenzeug hergestellt und besteht aus einem einfachen Schurz; doch hat der Handel bereits nicht unbeträchtliche Quantitäten an europäischen Zeugen, wenigstens bei den Grenz-Bajaka's, eingeführt. Tättowiren ist bei Männern selten und ist mir dabei das Hautrelief der Tättowirung aufgefallen; häufig dagegen das Einreiben mit rother Taculla, wodurch sie sich eine rostbraune Farbe geben. Selbst bei alten Männern habe ich diese Sitte noch gesehen, die weiter im Süden doch ausschliesslich beim weiblichen Geschlecht und auch da nur beim Eintritt oder der Wiederkehr gewisser Lebenserscheinungen besteht. — Bezüglich der Anordnung und Zustützung ihres Wollhaares findet man bei den Bajaka's denselben Zug zur Phantasie und Mannigfaltigkeit wie bei vielen anderen Negerstämmen. Am häufigsten sieht man das Wollhaar am Hinterhaupt zu je 2 Zöpfen zusammengeflochten, die nach hinten und unten abstehen. Die oberen Vorderzähne werden zugespitzt, erscheinen aber häufig genug ausgebrochen. Dies röhrt davon her, dass das Zuspitzen mit einem meisselartigen Instrument geschieht, durch welches oft mehr vom Zahn losgebrochen wird, als beabsichtigt ist. Arm- und Beinringe aus Eisen finden sich bei den Bajaka's. — Was ihre Fetische anbetrifft, so theilen sie die Thierschädelfetische mit den Bajomba's und Bakunja's; es fehlen diesen Fetischen fast nie ein oder mehrere Gorillaschädel, und sie können geradezu als Führer dienen zur Feststellung des Verbreitungsbezirkes des Gorilla. Als neu und eigenthümlich aber können die Bajaka's einen Fetisch Namens Muiри für sich bean-

spruchen, der bei ihnen im höchsten Ansehen steht und dieses Ansehen wohl auch für alle Zeiten behalten wird. Dieser Fetisch sichert nämlich den Männern eine ebenso vollständige, wie bequeme Herrschaft über die Weiber. Die Weiber dürfen diesen Fetisch nie erblicken und fliehen furchterfüllt, sobald er bei ihnen passirt. Sie haben sich unbedingt den Aussprüchen Muiri's zu fügen, die ihnen durch den Mund des Fetischdoctors kund werden. Natürlich enthalten diese Aussprüche stets Forderungen von Seiten der Männer, namentlich in Bezug auf Bestellung der Felder, Herbeischaffung von Nahrungsmitteln oder den Verkauf derselben, dessen Betrag die Männer alsdann ganz oder zum Theil einziehen; auch alle übrigen Fetische, z. B. Boauda, Mangecco, Bangojo sollen mehr oder weniger darauf berechnet sein, den Weibern Furcht einzuflössen und sie zu willenlosen Werkzeugen der Männer zu machen.

Höchst befremdend erscheint die bei den Grenz-Bajaka's (ob auch weiter im Innern, wage ich nicht zu verbürgen) herrschende Sitte des Begrabens. Die Leichen der Armen nämlich werden eingewickelt, in den Wald getragen und dort am Ast eines Baumes festgebunden. Die Leichen der Vornehmen werden, nachdem ihnen die Knie an die Brust gedrückt sind, eingewickelt und, ebenfalls im Walde, in eine flache Vertiefung des Bodens gesetzt; der aus derselben hervorragende Theil wird mit trocknem Holz bedeckt. — Diese Angaben beruhen auf drei verschiedenen Erkundigungen. — Jede Leiche wird vor dem Einwickeln aufgeschnitten, damit der Cirurgião ersehen kann, ob der Verstorbene ein Fetischeiro war oder nicht.

Zum Fortschaffen von Lasten bedienen sich die Bajaka's der Muteten wie im Süden, nur besteht, allen traditionellen Vorstellungen zuwider, der grosse Unterschied darin, dass die Bajaka's die Muteta niemals auf dem Kopf tragen, sondern stets auf dem Rücken. Jede Bajaka-Muteta (es ist wahrscheinlich, dass ich eine solche nach Europa senden kann) ist mit drei breiten, aus Bast geflochtenen Tragriemen versehen, von denen zwei für die Schultern, der dritte für den Kopf bestimmt ist. Die Muteta überragt den Träger etwa um Kopfeslänge. Der Kopfriemen dient hauptsächlich dazu, um die Last zu halten, wenn die Schultern ermüdet sind.

Die Bajaka-Weiber stehen, wie bereits oben bemerkt, unter der Willkürherrschaft des Fetisch Muiri. Ihm haben sie es zu verdanken, dass sie kein Fleisch von Hausthieren, also weder Hühner noch Ziegen essen dürfen. Sie kleiden sich gleichfalls in Pflanzenzeug. Sehr charakteristisch für sie ist das Kopftuch (aus Pflanzenzeug), das sie sehr vielfach tragen; es wird — ähnlich manchen unserer bäuerlichen Trachten — hinten durch einen einfachen Knoten zusammengehalten, während es sich — der Anordnung des Wollhaares

gemäss — vorn zu einer Wulst wölbt, die den Vorderkopf überragt. Hinter dieser Wulst wird der Riemen des Tragkorbes gelegt, in dem, sie gerade wie in Majombe und Jangela, ihre Feldfrüchte und beliebige andere Gegenstände tragen. Da wo das Kopftuch fehlt, sieht man häufig das Wollhaar zu glatten, anliegenden Zöpfen geflochten, die sich parallel über den Kopf hinziehen oder auch so angeordnet sind, dass sie einen Mittel- und zwei Seitenwülste bilden. Sehr häufig fand ich bei den Bajaka-Weibern eine charakteristische Tätowierung auf Stirn und Schläfen, bestehend aus 9 oder 16 in Hautrelief gearbeiteten Punkten, die ein auf die Spitze gestelltes Quadrat bilden. Tätowirungen zwischen den Brüsten und am Nabel, die so häufig in Majombe und Jangela sind, kommen hier fast gar nicht vor. — Ihre Kinder tragen die Weiber gar nicht selten mittelst eines bandelierartigen Tragriemens, der von der einen Schulter zur anderen Hüfte geht. Das Kind sitzt auf dem breiten Riemen und umklammert die Hüfte der Mutter mit den Beinen. — Glas-Perlen sind ein gesuchterer und reichlicher vertretener Schmuck, als im Süden; aber auch gebogene Messingspangen für den Hals, Messing- und Kupferringe für Unterarm und Fussknöchel finden sich. — Den Weibern fällt in einigen Theilen des Bajaka-Territoriums ein wichtiger Industriezweig, nämlich die Töpferei zu. Sie zerstampfen den in der Nähe gefundenen Thon mit einer Holzkeule, setzen Wasser hinzu und formen den Brei mit einer Hand und einer Banza. Dann wird der Topf lange in der Sonne getrocknet und später im Feuer gebrannt.

Am kenntlichsten sind die Bajaka's — Männer wie Frauen — durch das Singende, Weiche ihrer Sprache, fast möchte ich es lieblich und einschmeichelnd nennen. Vielleicht macht die Sprache auf den Fremdling einen ähnlichen Eindruck, wie die sächsische auf den Ausländer, denn ich entsinne mich, in früheren Zeiten von Engländern, die in Deutschland gereist hatten, gefragt worden zu sein, ob das beste Deutsch nicht in Sachsen gesprochen werde. Wäre das Wesen der Bajaka's ebenso sanft, wie ihre Sprache es zu sein scheint, so würde man am besten durch die Bajakaländer in den Continent gelangen können.

Ich muss vorläufig darauf verzichten, das Typische in der Erscheinung und der Gesichtsbildung der Bajaka's aufzustellen, das kann nur durch bildliche, oder richtiger gesagt, durch eine grosse Reihe bildlicher Darstellungen geleistet werden. Ihre Durchschnittsgrösse ist diejenige der Küstenbewohner, und was sie in der Physiognomie hauptsächlich unterscheidet, scheint von einem stärkeren Hervorstehen der Backenknochen herzuröhren.

Der heftige Regen am Tage nach meiner Ankunft in Licungu und die grosse Vertrautheit des braven Mulatten Francisco mit den

Gebräuchen und den Sitten der Bajaka's veranlassten mich, einen ganzen Tag in Licungu zuzubringen und verschiedene Ortschaften zu besuchen. Der Nhangafluss, von dem mich der gestrige neunstündige Marsch entfernt hatte, hat von hier aus seine kürzeste, etwa fünfstündige Entfernung in N<sub>20</sub>W.; Francisco hatte den Weg gemacht und erzählte mir, dass der Fluss zwischen grossen Steinblöcken hindurchfliesset und sein Bett durch dieselben stundenweit so eingengt sei, dass die Eingeborenen ihn auf übergelegten Baumstämmen passirten. Durch Vermittlung eines Loango-Lingsteirs liess ich einen Bajaka aus dem Inneren ausfragen. Er gab an, dass N'Puku zwei Tagereisen von Intinde entfernt sei, und dass man von N'Puku noch eine Tagereise nach Chijaka habe. Von Chijaka werden nur Slaven nach N'Puku gebracht, aus N'Puku kommt Gummi; in Chijaka soll es auch Gummi geben, aber die Leute verstehen es nicht zu gewinnen\*). Von Chijaka zu den Banzabi ist es ein Tag, dann kommen die Massango, dann die Bavumbo, letztere kennen Feuerwaffen gar nicht und führen nur Lanzen; wollen sie ein Dorf überfallen, so lagern sie sich Nachts dicht davor und führen den Ueberfall am frühen Morgen aus. Von Batetsche's und Bassoko's hatte der Berichtende nur ganz dunkel gehört. Auf mein Befragen, wohin man gelangte, wenn man immer weiter und weiter ginge, erhielt ich die Antwort, dass alsdann ein Volk käme, wo jeder Mensch nur einen Arm und ein Bein hätte. Die Babongo's, nach denen ich mich eingehend erkundigte, kannte er und gab mir genau dieselben Angaben darüber, die ich von den verschiedensten Seiten in Majombe und Jangela auch schon erhalten hatte, nämlich: dass die Babongo's in Wäldern nomadisirend, ohne feste Wohnsitze und Dörfer leben, sich von der Jagd ernähren, nur Lanzen führen und nichts als einen kleinen Schurz um die Lenden tragen; sie sind meist „fullos“, d. h. von gelblicher, heller Farbe und sind gross und klein wie andere Neger. — Es würde deshalb Verwechslungen vorbeugen, wenn man bei Besprechung und Benennung afrikanischer Zwergvölker das mit berücksichtigt, was die hiesigen Eingeborenen unter Babongo's verstehen.

Am 24. September brach ich nach Cassoche auf, froh, mich wieder in Marsch setzen zu können, denn die Plage der Bimfotos ist so gross, dass der Aufenthalt in den Hütten unleidlich wird. Der Weg von Licungu nach Cassoche nahm, ausschliesslich der etwa

\*) In Intinde wurden mir folgende Angaben gemacht. Von Intinde in N<sub>50</sub>O. erreicht man Kumurambi in 1 bis 2 Tagen, das Land, wo Elephanten gejagt werden; und in S<sub>60</sub>O. N'Puku, wobei man N'Zenzele, Kanga, Bikensi und Iduma passirt. — Chijana liegt wieder in den Campinen, und das Passiren des Waldes (über das Gebirge, das von Intinde aus sichtbar ist), erfordert 3 bis 4 Tage.

einstündigen Frühstückspause, ca.  $8\frac{1}{2}$  Stunden in Anspruch. Das langsame Marschieren der Krumanos, wo der Weg schurrig wurde, hatte den Marsch um eine Stunde verlängert. Der bei Weitem grösste Theil des Weges führte durch Wald; in den beiden ersten Stunden herrschte, wie ich es nennen will, die Blattgewächs-Vegetation vor (Gräser, Scitamineen, Bananen, Palmen) und erst als die continuirliche und bedeutende Steigerung eintrat, blieb der Hochwald ununterbrochen. Der Berg war steil, so dass ich in  $\frac{3}{4}$  Stunden 275 Meter stieg. Damit war die erste Höhe Divumbo erreicht, bei der das Aneroid 731.2<sup>mm</sup> zeigte. Dann ging es durch eine Senkung in einstündigem Marsch auf eine zweite Höhe Sahi, wo das Aneroid 724<sup>mm</sup> zeigte. Während der Wald auf der Licunguseite des Bergzuges feucht war von dem gefallenen Regen, fand ich denselben auf der Seite von Cassoche ganz trocken, und dies bestätigte die bereits erhaltene Nachricht, dass es in Cassoche und Intinde, mit anderen Worten auf der ersten Plateaustufe nicht geregnet habe. Es war mir ein wahres Vergnügen (denn meine Kräfte nahmen mit dem neuen Leben rasch zu) durch den trockenen, nicht zu dichten Wald zu gehen, und es versetzte mich meine Phantasie unwillkürlich in einen herbstlichen Spaziergang durch einen unserer deutschen Wälder. Der Weg führt meist über harten Lehmboden, selten über Geröll. Nach dem Ueberschreiten des zweiten Rückens geht es bergauf bergab, auf wurzelreichen Pfaden. Etwa 4 Stunden lang hat man durch eigentlichen Hochwald zu gehen, dann werden Palmen häufiger und häufiger, bis sich plötzlich die Scenerie mit einem Schlage ändert und man in die offene, hügelige Landschaft, in die Campinenregion eintritt. Ein  $1\frac{1}{2}$  stündiger Weg führte mich hier über das Dorf Luango nach Cassoche. Die Aussicht, die man auf die weiter im Innern gelegenen, blau entgegensimmernden Ketten hat, ist überraschend. Man fühlte, dass man in ein neues Land, das nichts mit der Küstenregion zu thun hat, eingetreten sei, und die hell vom Himmel herabscheinende Sonne, die ich jenseits der Berge zu schauen fast verlernt hatte, erhöhte noch diesen Eindruck.

Cassoche ist weiter nichts, als einer der vorgeschobenen Handelsposten, die Don Vicente bei den Grenz-Bajaka's eingerichtet hat. Es giebt vier solcher Stellen, nemlich Cassoche, Rahnde, Lubanhe und Intinde. Die Händler scheinen Mulatten zu sein, doch waren gerade jetzt auch zwei Weisse da. Sie führen ein Leben, wie die Halbwilden, und man kann sich vorstellen, welcher Kategorie von Leuten sie in Europa zugerechnet werden würden. Sie wagen sich eben, weil sie wohl ganz und gar nichts zu verlieren haben, so weit vor und hoffen hier das gute Glück zu attrapieren, das ihnen anderswo entwischt ist.

Das Chimbek von Cassoche war voll von weissen Ameisen,

und bei dem leisesten Windhauch entstand von dem herabfallenden Zerstörungsstaube ein Geräusch, als wenn feiner Regen gegen Fensterscheiben schlägt. — Ich musste meine Sachen deshalb mit grösster Sorgfalt aufhängen; nichtsdestoweniger hatten die gefährlichen Thiere in einer Nacht ein grosses Stück aus einer wasserdichten Lederdecke ausgefressen.

Durch das Ueberschreiten der bereits erwähnten Bergketten war ich offenbar in die erste Terrassenstufe des sich aufbauenden Plateau's getreten, das eine Durchschnittserhebung von 100 Meter über dem Meere hat. — Ein sehr charaktischer Berg, den ich in S300. vor mir sah, und der sich in 4 Stunden von Cassoche aus erreichen liess, erweckte die trügerischen Hoffnungen einer Rundschau, und ich beschloss, zunächst meine Schritte dorthin zu lenken. Ich brach am 25. September dorthin auf in Begleitung eines Mulatten Mauritio, der am Fusse des Berges in einem Dorfe Rahnde mitten unter Negern wohnt und daselbst Handel treibt: ein wahrer Ausbund von Gemeinheit und Unverschämtheit. Er war auf das Gerücht meiner Ankunft hin express nach Cassoche gekommen und debütierte mit der Lüge, dass der Sanga-Berg oben nicht bewaldet sei. — Der Weg von Cassoche nach Rahnde geht ausschliesslich durch Campinen, in welche knorrige Sträuche, theilweise auch Bäume eingestreut sind. Nur da, wo Wasserläufe vorkommen, findet sich auch Wald. Den Anblick des Morro Sanga hat man stets vor sich. — Das Dorf Rahnde selbst liegt in dem Thal des Sékosse oder Nusekosse, eines linken Nebenflüsschens des Nhanga. Höchst überraschend ist beim Hinabsteigen in das Thal der Anblick der aufgerichteten Kalksteinplatten, welche den Flusslauf anzeigen. Die kolossalste dieser Erhebungen gleicht einer zerstörten Ritterburg, und diese Illusion wurde mir eigentlich erst dann genommen, als ich auf halber Höhe des Felsens eine Palme bemerkte. Eine andere Stelle im Thal gleicht einem Friedhofe; so sehr ähneln die meisten Kalkplatten aufgesetzten Leichensteinen. — Der hohe Berg Sanga selbst besteht aller Wahrscheinlichkeit nach aus Kalkstein, und die Eingeborenen erzählen, dass es daselbst eine Stelle gebe, die wie der Strand des Meeres mit Muscheln bedeckt sei.

Ich machte mich am anderen Tage (26. September) auf, um diese Verhältnisse zu untersuchen; der Mulatte bot mir seine Begleitung an, war indessen noch niemals auf dem Berge gewesen. — Wir gingen zunächst das Sékosse-Thal ein Stück aufwärts bis an einen kleinen Hüttencomplex, dessen Eigenthümer, ein Bajaka Cavalheiro, ein grosser Freund meines Mulatten zu sein schien. — Sie schwatzten beide so lange mit einander, bis der Bajaka erklärte, wir könnten nicht passiren. Das war natürlich nur gesagt, um eine

Bezahlung zu erpressen und um mich meine Zeit verlieren zu lassen. Soviel war mir der Berg aber nicht mehr werth, seitdem ich mich überzeugt hatte, dass er bis zur Spitze bewaldet sei. — Ich kehrte ziemlich ärgerlich, namentlich über das Auftreten des Mulatten, um und beschloss, noch an demselben Tage weiterzuziehen und die rechte Seite des Nhangaflusses zu erreichen. Meine Absicht war, über Lubanhe nach Intinde zu gehen, und dann in das Gebiet des von Licudu einzutreten. Für diese Reise hatte mir Mauritio sogar seinen Lingsteir Mavungo mitgegeben.

Ich brach in der That am 26. September um 2 Uhr auf; hatte also jetzt 5 Schwarze zur Begleitung. Man erreicht das linke Nhanga-Ufer nach etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden, indem man das Thal des Nutenossi hinabsteigt. — Eine Vereinigung von 6 der elendesten Hütten, die sogenannten Mamania de Boma (Steine von Boma) findet sich in nächster Nähe des Flusses am Fuss prächtiger Kalksteinfelsen. Ich hoffte, Lubanhe noch vor Sonnenuntergang zu erreichen; da ich wusste, dass ich dort für mich und meine Leute Provisionen finden würde, und die Bananen, die ich noch besass, dem Mulatten gelassen hatte, so hatte ich gar nichts bei mir. — Indessen war kein Canoe zum Uebersetzen vorhanden, obgleich Mauritio mir bestimmt das Gegentheil versichert hatte. Ich schickte Mavungo fort, um eines zu suchen; nach 2 Stunden kehrte er mit der Nachricht zurück, dass erst am andern Morgen ein Canoe kommen könne. — Ich musste mich entschliessen in Mamania zu bleiben, obwohl es mir an allen Nahrungsmitteln fehlte. Ich liess mein Bett unter der am wenigsten baufälligen Sombra aufschlagen und schickte Mavungo mit einem Zettel für den Mulatten nach Rahnde, worin ich um Bananen und etwas Fazenda bat. — Mavungo kam überhaupt nicht wieder, die Leute im Dorf wollten nichts geben, Mauritio schickte nichts — wir hungerten.

Am andern Morgen (27. September) erschien in der That ein Canoe. — Ich liess ohne vieles Reden die 3 Krumano's mit den Lasten übersetzen; als ich selbst einsteigen wollte, verlangte der Fährmann Bezahlung auf der Stelle; ich versprach, dieselbe in Lubanhe zu geben. Darüber entspann sich ein Streit, an dem sich mehrere Bajaka's beteiligten. Ich liess Congo in das Canoe steigen und war eben im Begriff, das Fahrzeug selbst loszumachen, als der Bajaka-Cavalheiro, der mich gestern nicht auf den Berg lassen wollte, mit einem Briefe von Mauritio erschien. In dem Briefe wurde ich gebeten, doch zurückzukommen, weil der Cavalheiro nun gestatten würde, dass ich den Berg bestiege; aber nicht eine Banane, nicht ein Stück Fazenda schickte mir der farbige Schurke. — Ich liess mich auf nichts ein und wollte fort, aber die Bajaka's liessen dies nicht zu. Der heftigste Streit entbrannte; nur allein mit meinem

Muleque Congo stand ich einer ganzen Schaar aufgeregter Bajaka's gegenüber, die mich nicht passiren lassen wollte. Ich riss dem Einen, der das Canoe festhielt, die Muxinga aus der Hand, sprang in's Canoe, wo Congo bereits mit dem Ruder bereit stand, kniete in dem schwanken, nur  $1\frac{1}{2}$  Fuss breiten Fahrzeug nieder, richtete meine Büchse auf die schreiende Gruppe, liess abstossen und entkam glücklich auf die andere Seite.

Der Nhanga ist hier 100—200 Schritte breit; möglich, dass man ihn, wenn man die Furth kannte, auch hätte durchwaten können. Eingefasst ist der Fluss von weissem, unkrystallinischem Kalkstein, hinter den Uferrändern erheben sich steile Kalksteinfelsen bis zur Höhe von 100—130 Fuss. Das Wasser ist klar und hatte mir bereits am frühen Morgen ein willkommenes Bad geboten.

Der Weg, den ich nun zurückzulegen hatte, führte fast ausschliesslich über Campinen, auf denen sich weithin grosse und kleine Blöcke eines bräunlich schwarzen Conglomerats ausgestreut finden; sie erscheinen bei näherer Betrachtung zum Theil als ein Conglomerat von Quarzkristallen mit einem eisenhaltigen Cement; andere haben ein blasiges Aussehen und zeigen kleine schalige Kugeln. Ob man es hier mit Rasen-Eisenstein zu thun hat, werden die eingesandten Handstücke vielleicht zur Entscheidung bringen. Das Terrain ist überall wellig, Alles war ausgetrocknet und dürr, denn es hatte in den letzten  $1\frac{1}{2}$  Jahren sehr wenig geregnet; die theilweise sehr hohen Campinen waren gelb, wie unsere zum Schnitt reifen Aehren; hie und da zeigte die Landschaft kleine Waldbestände, sowohl auf den Kuppen wie auf den Terrain-Einschnitten. Das Ganze machte einen sehr afrikanischen Eindruck. An einer Stelle des Weges war ein leidlicher Ueberblick gestattet. Ich befand mich da scheinbar in der Mitte eines geschlossenen Gebirgskranzes von meilenweitem Durchmesser, ich war jedoch nicht im Stande bestimmte Hauptrichtungen anzugeben. Ich passirte mehrere Dörfer, wenn dieser Name noch auf kleine Gruppen von 5—6 Chimbeks Anwendung finden darf. Nur ein Dorf N'Gondo zählte 30 Chimbeks. Den ganzen Complex nennt man Chilala.

Lubanhe wurde nach dreistündigem Marsch erreicht. Ich kam ziemlich ausgehungert daselbst an, ebenso meine Leute, die seit 24 Stunden nichts gegessen, sich aber wacker gehalten hatten. Ich gönnte ihnen den Rest des Tages über Ruhe und fand für mich selbst vielfache Gelegenheit zu Beobachtungen der Eingeborenen.

In Lubanhe lebt der eine der beiden Weissen, den das Schicksal bei den Bajaka's ausgesetzt hat. Sein Chimbek ist gerade so klein, wie das der Bajaka's; in dem abgeschlossenen Raum hebt er seine Waaren auf und in der Sombra isst und schläfert er; weder Tisch noch Stuhl erinnern daran, dass der Weisse, selbst

unter rohen Verhältnissen noch gern der schlichtesten Geschenke unserer Civilisation gedenkt. Bananen und Huhn sind seine Kost, gegen deren Monotonie er sich nur durch einen überreichlichen Gebrauch von Pimenta erwehren kann; und Neger-Rum ist das Getränk, das ihm zeitweise Vergessenheit seiner eigenen unwürdigen Existenz spenden muss.

Voll Mitleid für diesen Unglücklichen verliess ich Lubanhe am anderen Tage (28. September), um durch meine stille Wanderung durch die schattenlosen Campinen des unbekannten Landes fortzusetzen. — Ich konnte erst um 8 Uhr 30 Minuten ausrücken, als die Sonne begann, durch die Wolken durchzubrechen, und nach kaum einstündigem Marsch fühlte ich eine grosse Schwäche über mich hereinbrechen, die zum Theil wohl meiner mangelhaften Ernährung zuzuschreiben war. Ich musste mich in den Campinen, wo kein Baum Schatten spendete, auf meinen Blechkoffer nieder setzen und das Haupt verhüllend die Wiederkehr neuer Kräfte abwarten. So schützte ich mich wenigstens vor völliger Erschlaffung und konnte nach  $\frac{1}{2}$  Stunde, wenn auch nur mit einem Gefühl grosser Zerschlagenheit in den Gliedern weitergehn. Zum Glück war ich im Besitz eines Huhnes, das ich 2 Stunden später mit halbbrohem Maniok im Dorfe Kambodimbe verspeiste.

Die Eindrücke, welche ich an diesem Tage von der durchwanderten Gegend erhielt, glichen ganz denen der vorangegangenen Tage. Der Weg führte fort und fort durch die ächt afrikanischen Campinen mit ihren kleinen, über die ganze Landschaft zerstreuten Waldbeständen; hier und dort kleines Strauchwerk und dazwischen die schlackenartigen, dunklen, eisenhaltigen Gesteinsblöcke, die sich bei der Verwitterung zu einem schurigen Geröll auflösen. In den bewaldeten Einschnitten der Wasserläufe tritt Kalkstein auf. Die Campinengräser zeigen sich bald hoch, bald niedrig. Dass dies lediglich von dem stattgehabten oder unterlassenen Niederbrennen der Gräser abhängen sollte, glaube ich durchaus nicht, und es schien mir, dass neben den hohen ährenartigen und neben den schilfblättrigen auch kurze Gräser stellenweise auftreten. Einige Stellen fielen mir, nicht durch den Reichthum, aber doch durch das Vorhandensein von Feldblumen auf; in der Regenzeit bleibt das Wasser dort stehen. Ich suchte auf dem ganzen Wege nach bestimmten Höhenzugs-Richtungen; aber erst bei den Annäherungen an Intinde glaubte ich einen Höhenzug S10O-N10W. feststellen zu dürfen. Fast möchte ich vermuthen, dass der hiesige Landschaftscharakter Aehnlichkeiten mit den Gegenden aufweist, die Herr Schweinfurth westlich von Gondokoro mit so glücklichem Erfolge bereist hat. Ich entsinne mich wenigstens noch deutlich einiger Zeichnungen, die der ge-

nannte Reisende mir in Berlin zeigte, und die vollkommen den hiesigen Landschaftstypen gleichen.

Intinde könnte man als einen der Ausgangspunkte für den Eintritt in das Innere bezeichnen, und wenn man mich fragt, weshalb ich nicht eingetreten sei, so antwortete ich, weil mir einmal die Macht fehle, um das zurückweisende Misstrauen der dortigen Bajaka's in Furcht zu verwandeln (eine Umwandlung, die mit einer verhältnissmässig geringen Anzahl Gewehre geleistet werden kann), und dann auch, weil eine Expedition im Jahre 1874 hier ohne Zweifel vor Hunger umgekommen wäre.

Ich konnte mir nicht einmal einen Führer von dem einflussreichen Häuptling Mambumgo in Lukandu, der die ganze Gegend durch seine Renomistereien in Furcht erhält, verschaffen, um über Licudu nach Mongo Nhanga zu gehen, und war gezwungen nach eintägigen, nutzlosen Unterhandlungen den Rückweg wieder über Cassoche zu nehmen. Es gab Neger genug, die den Weg kannten, aber keiner wagte, ihn mir zu zeigen. Ich kehrte deshalb in der Frühe des 30. September um; es war ein sehr heißer Tag, und man darf nicht vergessen, dass die Sonne damals für diese Breiten gerade im Zenith stand. Der Marsch nach Lubanhe, den ich in einer Tour zurücklegte, wurde dadurch recht anstrengend und ohne die Vorsicht, ein kleines Hölzchen zwischen den Zähnen oder den Lippen zu halten, wäre ich sicherlich auf das Empfindlichste vom Durst gepeinigt worden. Aber das Bewusstsein, dass ich von Intinde eine volle Negerladung Bananen und einen grossen Ziegenbock mitnahm, stärkte mich auch andererseits.

In Lubanhe liess ich die heißesten Stunden vorübergehen und setzte mich erst gegen halb vier Uhr wieder in Bewegung, wo eine frische Brise und die sinkende Sonne das Marschieren zu einer wahren Lust werden liessen. — Ich hoffte, Cassoche noch an demselben Abend zu erreichen, falls nicht etwa bei der Passage des Nhanga wieder Hindernisse kamen. — Der Weg war sehr angenehm und ich fand die Aussicht entzückend schön, als ich am Rande des zum Nhangathal abfallenden Rückens einherschritt, vor mir der Blick auf herrliche blaue Gebirge, zu meinen Füssen die breite Sohle des Nhangathales mit einigen in Bananengebüsch gebetteten Dörfern und dem aus unbekannter Ferne herabkommenden Strom. Ich stieg in's Thal hinab, passirte das grosse Dorf Fuerra (30 Chimbeks) und stand nach einer halben Stunde am rechten Nhangaufer, dessen Nähe durch aufgerichtete Kalksteinfelsen angezeigt war. Der Nhanga fliest hier auf einer weiten Erstreckung hin zwischen mit Campinen bestandenen Bergen, seine Thalsohle ist ebenso von Campinen mit eingenommen, aber der Lauf selbst ist auf den beiden Seiten mit schmalen Bändern üppiger Ufer-Waldung eingefasst. Bei

meiner um 5 Uhr erfolgenden Ankunft daselbst sah ich das Canoe am anderen Ufer. Einige Weiber (mit ihren stets schreienden Kindern) warteten bereits auf die Ueberfahrt, und die ganze schwarze Versammlung setzte sich nun abwechselnd ans Werk, die Fährleute herbeizurufen. — Doch ganz vergebens. — Ich fügte mich in mein Schicksal, liess meine Leute Holz holen und bezog das Bivouak in dem rechten Uferwalde. Ein Baum mit mächtigem, sehr schräg aufsteigenden Stamm bot meinem Lager ein prächtiges, natürliches Schutzdach, und ich verbrachte bei den hellen Feuern, die ich ununterbrochen unterhalten liess, eine gute Nacht und stärkte mich bei anbrechendem Tage durch eine totale Abwaschung im Fluss.

Das Canoe liess diesmal nicht auf sich warten, und ich setzte in der Frühe des 1. October über, ohne irgend welches Palaver mit den Fährleuten zu haben. — Die Canoes sind hier ängstlich schmal; man ist gezwungen, sich auf den Boden zu setzen oder zu knieen. Der Nhanga floss mit starker Strömung; Felsen fanden sich nicht am Ufer, der Grund ist schlammig, das Wasser selbst aber sehr klar. Das Ufer der linken Seite fällt etwa 50 Fuss tief sehr steil ab, und man hat Mühe, die glattpolirten Lehmtritte zu überklettern. Nach einstündigem Marsch erreichte ich Cassoche.

Ich liess nur so lange rasten, als nöthig war, damit die Leute ihre Bananen rösten konnten (der Ziegenbock wurde deshalb noch nicht geschlachtet). — Ich selbst hatte nur am frühen Morgen etwas Chocolade und Bananen zu mir genommen und fühlte beim Abmarsch von Cassoche eine gewisse Mattigkeit. Ich besiegte sie durch langsames, aber continuirliches Marschiren, und erst 5 Stunden nach dem Verlassen Cassoche's wurde, um halb vier Uhr Nachmittags, die erste Rast gemacht, in der bereits erwähnten Einsenkung zwischen Morro Divumbo und Sahi. — Auf dem Wege war ich wieder aus dem regenlosen Gebiet in das Bereich der bereits begonnenen Regen eingetreten. — Der Weg war schlüpfrig geworden, der Lagerplatz feucht, von den Bäumen tropfte Regen, ein durchsichtiger Nebel erfüllte den Wald; das Ganze war unendlich melancholisch und ernst. — Obwohl meine Neger und ich selbst müde waren, erschien doch Niemandem das nächtliche Bivouakiren auf diesem unwirthlichen Platze verlockend. Besser erschien der Versuch, Licungu noch an demselben Tage zu erreichen. Ich liess deshalb nach 40 Minuten wieder aufbrechen. Die zweite Höhe war bald erreicht, und dann begann der fürchterlich steile Abstieg auf dem harten, mit Wurzeln und feuchten Blättern übersäeten Lehm Boden. Langsam kam die Nacht herbei; trotz des gleichmässig grauen Himmels sah ich meinen Körper einen Schatten

werfen, weil das dichte Laubdach des Waldes dem Lichte nur in bestimmten Richtungen Zutritt gestattete. Gegen 6 Uhr passirten wir zwei Bäche, dann wurde es nach und nach so dunkel, dass man den Weg nicht mehr sehen, nur noch fühlen konnte. Leuchtkäfer mit planetarischem Licht erfüllten den Wald, flogen hin und her oder leuchteten vom Grunde des Bodens aus. Aber den Pfad erhellten sie doch nicht, und so liess die Dunkelheit den Weg unendlich lang erscheinen. Wir hatten mehrere in den Lehmboden eingeschnittene Bäche zu passiren. Das Herabkriechen auf dem fast senkrecht abfallenden Lehm, das Durchwaten des in die Stiefel dringenden Wassers, und das mühsame Hinaufklettern auf der anderen Seite bei stockdunkler Nacht, einem knurrenden Magen und einem erschöpften Körper mochte wohl einen Schatten des Unmuthes über meine Stirn jagen, aber als ich das grosse Dorf Punga erreichte und der wohlthuende Anblick der vielen Feuer zu beiden Seiten der ebenen, glatten Dorfstrassen mir zu Theil wurde, war mir zu Muth, als ob ich die hellerleuchteten „Linden“ in Berlin oder ein glänzendes Pariser Boulevard durchschritte. Wenige Minuten später war ich in Licungu, dessen Handelschimbek zwar jetzt verlassen war, wo ich mich aber nichtsdestoweniger so gut einrichtete, wie meine Mittel es gestatteten. Der freundliche Dorfherr von Punga kam sogleich und brachte Maniok und Palmnüsse zum Verkauf.

Den folgenden Tag (2. October) verbrachte ich in vollkommener Einsamkeit und ganz unbelästigt. Es regnete während der Nacht und am anderen Tage heftig und ebenso die folgende Nacht, und ich war froh, dass der Morgen des 3. October, wo ich weiter marschirte, wenigsten regenfrei war. Ich konnte jedoch erst um 8 Uhr 30 Minuten aufbrechen. Gegen die lange Wasserpassage im Licungubach hatte ich mich diesmal durch Improvisirung von Sandalen geschützt, die unter die Fusssohlen festgebunden wurden; dadurch wurde mir das zum Vergnügen, was mir das erste Mal eine grosse Pein gewesen war. Als ich die Region der Baumfarn erreichte, prüfte ich die Stämme noch einmal genau auf ihre Höhe und schätzte den höchsten zu 16', die Durchschnittshöhe mag 12' betragen. — Im Dorfe Mujabi, das um 2 Uhr 16 Minuten erreicht wurde, machte ich eine  $1\frac{1}{2}$  stündige Rast, die im Umsehen dahinging. Mittlerweile war ein starker Regen eingetreten. Es war bereits spät geworden, die Wege so schlüpfrig, dass der steile Anstieg zum nächsten Dorf nur durch Hinaufziehen an den Stämmen bewerkstelligt werden konnte. Die Nacht überfiel uns mitten im Walde. Ich hatte in Voraussicht dieses Umstandes Fackeln von Licungu mitgenommen; nun stellte sich zu meinem Schrecken heraus, dass der Krumano, dem die Fackeln übergeben waren, unerreichbar weit zurückgeblieben war. Der Regen hatte

mittlerweile zwar aufgehört, nicht so der Nachregen, den jeder Windhauch von den Bäumen des Waldes herabsandte. Die Nacht war so schwarz, der Wald so geschlossen, dass eine absolute Finsterniss herrschte. Ich konnte nur, und zwar zum ersten Male, eine starke Phosphorescenz der vielen auf dem Waldboden faulenden Zweige erkennen. Aber dieses Licht konnte eher dazu dienen, den Pfad zu täuschen, als ihn zu erhellen. Mit den Sohlen über den Erd-  
boden wegschleifend, fühlte ich den Weg. Doch das Vorwärts-  
kommen war so langsam, dass mir diese Fortbewegung mehr als eine Nothwendigkeit, um das Fieber von meinem Körper fern zu halten, denn als ein Mittel, um noch Mongo Nhanga zu erreichen, erschien. Ich hatte zum grössten Glück noch drei Stücke Stearin-  
kerzen in einer kleinen Ledertasche, die mein Diener Congo trug, und mit Hülfe desselben erreichte ich nach dem beschwerlichen Marsche, über Wurzeln, Zweige und schlüpfrigen Lehmboden durch tiefstes Waldesdunkel 9 Uhr Abends das Handels-  
Chimbe Mongo Nhanga.

Meine weiteren Pläne waren ursprünglich auf das Sette Kamas gerichtet; doch gab ich dieselben auf, einmal, weil die Regen nun mit Heftigkeit einsetzten und der grosse durch Krankheit verursachte Zeitverlust sich nicht mehr einholen liess, und dann auch, weil andere Pflichten und die erhaltene Correspondenz mich wieder nach Chinchoxo zurückriefen. Ich verliess deshalb Mongo Nhanga am 9. October und begab mich in nächtlicher Fahrt flussabwärts an die Mündung. Ein zufällig dort anwesender portugiesischer Schooner „Firmeza“ gab mir eine Passage bis nach Mayumba. Ich schiffte mich mit dem Capitain am 11. October ein. Da die Nhangabeach vielleicht die schlechteste der schlechten ist, ausserdem Calema herrschte, so war die Einschiffung an diesem Tage — noch dazu in einem Negercanoe, geradezu gefährlich. Wir entgingen zwar dem Umschlagen; denn die senkrecht aufgerichtete Welle, die gerade anfing, sich vor der Spitze des Canoe zu brechen und die uns dieses Schicksal bereiten sollte, begnügte sich damit, uns und unser Fahrzeug vollkommen zu überschütten und uns dann weiter passiren zu lassen. Wir standen nun völlig gebadet im Wasser und erreichten unseren Schooner ohne weiteren Unfall. — Ich selbst aber hatte einen äusserst empfindlichen Verlust dabei erlitten; das Seewasser war nämlich bei der furchtbaren Vehemenz durch Kleidung und Kautschuktaschen auch in das Chronometer gedrungen, dessen einziger Fehler ein mangelhafter Verschluss war. Nun, wer selbst beobachtet hat, weiss, was ein solcher Verlust zu bedeuten hat. — Am Morgen des 13. kamen wir vor Coango (Mayumba) an, und ich war froh, nach 41 stündigem Aufenthalt an Bord wieder festes Land betreten zu können.

Nachdem ich mir am 14. October einen Ruhetag gegönnt, trat ich am 15. die sechstägige, unerquickliche Reise nach dem Quillu an. — Da die Flusslagune von Banhi sich weithin der Küste parallel zieht, so erscheint es für diesen Weg am besten, zunächst der Lagune zu folgen. Nachdem ich in sechsständiger Fahrt Mambi mit seiner wahrhaft idyllischen Umgebung erreicht hatte, setzte ich am Abend des 16. die Canoefahrt fort und kam nach einer furchtbar regnerischen Nacht am anderen Morgen in O'Quass an, wie ein kleiner Wiesenfleck auf dem linken Banhi-Ufer genannt wird. Der Banhi hat eine Durchschnittrichtung von S 45° O nach aufwärts und die colossale Breite von 1000—3000 Schritt. Die Farbe des Wassers ist dunkel und erinnerte mich unwillkürlich an das Wasser der Spree. Die Ufer sind nicht vollkommen flach, sondern von niedrigen Hügeln und Rücken eingefasst; das Meer ist häufig so nah, dass man es rauschen hört. Die Vegetation — unterhalb aus Mangrove bestehend — geht nach und nach in andere Formen über. Eine schöne Abwechselung gewähren die Pandanus, die gruppenweise an den Uferrändern auftreten. — Von seinen zahlreichen Inseln ist die eine berüchtigt, auf welcher zwanzig, einem portugiesischen Hause entflohen Krumanos sich angesiedelt und auf Leben und Tod vertheidigt haben. — Nach kurzem Aufenthalt in O'Quass brach ich mit meinen Canoeleuten, die nun als Träger dienten, auf und erreichte in dreistündigem Marsch das an dem Strande gelegene Pontabanda. Dieser Marsch hatte, nach der langen Canoefahrt, nach der aneklenden Beschäftigung, die trägen Ruderer (Balumbos) anzutreiben, etwas sehr wohlthuendes, um so mehr, als die Landschaft, durch die er führte, mir einen neuen Typus darbot. Der Wald ist nämlich durch weitgestreckte, breite Waldwiesen unterbrochen, was ich bis dahin nie gesehen hatte. Wäre das Grün von Wald und Wiesen lebhafter und saftiger gewesen, als es in der That ist, so würde die Ähnlichkeit mit gewissen Partieen bei Reinhardsbrunn in Thüringen noch viel grösser gewesen sein. Der Boden der Wiese ist aber sandig und das Wasser fehlt, daher ist das Grasdürftig. — Der Wald wechselt in seinem Habitus. Die Theile, welche ich auf diese erste Hälfte des Weges durchschrifft, waren schön und anmuthig. Bäume wie in den Quillu- und Nhanga-Wäldern kommen nicht vor, die Blattgewächse fehlen und ein nicht zu dunkles Unterholz erlaubt dem Blick wenigstens einigen Spielraum. Der Wald, bei weitem nicht so majestatisch ernst, wie die bisher durchwanderten, war dafür um so anmuthender. Dazu war der Weg, wenigstens für einen Mann, der an den Busch gewöhnt ist, vortrefflich, fast ohne Wurzeln und meist eben. — Bei der Annäherung an die Beach änderte sich auch der Wald; die Farbe der Blätter wurde graugrün, die

einzelnen Exemplare wurden verkümmter. Die letzte Wege-  
strecke geht hart am Strande hin und ist äusserst trostlos, namentlich  
da, wo sie durch einen Wald abgestorbener und theils zusammenge-  
brochener Stämme führt. Ich traf gegen halb drei Uhr Nachmittags  
(17. October) in Ponta Banda ein. Die drei Factoreien der Weissen  
sind jetzt sämmtlich geschlossen; damals aber war noch eine englische  
Faktorei offen, deren Gastfreundschaft ich ansprach. Die Weiterreise  
konnte erst am Abend des 18. erfolgen, da die Beschaffung von  
Manonegambas Schwierigkeiten verursachte. Von Ponta Banda  
aus reiste ich wieder in der Tipoja. Ich erreichte — stets an der  
Beach mich haltend — den Conquatfluss am Morgen des 19. Oc-  
tober, setzte über die Lagune, die dieser Fluss an seiner Mündung  
bildete, und kam nach Ueberwindung einer zahllosen Menge von  
Schwierigkeiten am 20. October über Chilunga in Longobondo an.  
Hier verweilte ich 24 Stunden bei dem liebenswürdigen Portugiesen,  
den das holländische Haus dort zum Agenten hat. — Ein kleines  
Fieber — die natürliche Folge des Regens, Aergers und der nächt-  
lichen Reise war mit einer Nacht überstanden, so dass ich unbe-  
hindert am 21. October meinen Weg nach dem nicht fernen Quillu  
fortsetzen konnte.

Im Quillu, wo ich meinen alten Freund Reis wieder begrüsste,  
ordnete ich das zurückgebliebene Gepäck meiner verunglückten  
Juli-Expedition und begab mich auf indirektem Wege über Ponta  
negra, Chicambo, Chissambo nach Chinchoxo. Es war meine Ab-  
sicht, den Luëmafluss von Chicambo aus bis Massabe (Mündung)  
aufzunehmen. Da aber kein Canoe zur Disposition stand, so ver-  
schob ich diese Untersuchung für einen besonderen von Chinchoxo  
aus zu unternehmenden Ausflug und begab mich zu Lande über  
Chissambo nach der deutschen Station. — Ich erreichte dieselbe  
am Mittag des 29. October nach einer mehr als viermonatlichen  
Abwesenheit. Der herzliche Empfang, den die Mitglieder der Expe-  
dition, die Herren Dr. Falkenstein, Dr. Pechuël-Loesche, Soyaux  
und Lindner mir bereiteten, liess mich in einem Augenblick ver-  
gessen, was ich in jener Zeit geduldet und gelitten.

Erst jetzt werfe ich mir wieder die Frage auf, ob der Einsatz  
nicht zu hoch war für eine Leistung, die ein geographisches Lehr-  
buch mit einer halben Zeile verzeichnet.

---